



**I**ch bin Fischer, ein Fischer in Alaska. Genauer gesagt, ein Krabbenfischer der Beringsee, und das seit 37 Jahren. Mein Name ist Johnathan Hillstrand und sie nennen mich den »fiesesten Typen der ganzen Beringsee« und meinen Job »den tödlichsten Beruf in Amerika«. Ich schlage mich mit Wellen rum, die 15 Meter hoch sind, und gelegentlich begegnen mir Kaventsmänner von mehr als 30 Meter Höhe. Ich arbeite auf einem Meer, das kalt genug ist, um einen Mann in fünf Minuten umzubringen. Ich habe Williwaw-Böen erlebt, die mit mehr als 200 Sachen über uns wegfeigten, das sind mehr als zwölf Windstärken. Ich habe gesehen, mit welcher Macht das Packeis von Russland nach Süden schiebt – und da war ich mit meinem Schiff, der *Time Bandit*, mittendrin.

Jetzt, in diesem Augenblick, wünsche ich, es wäre das Leben eines anderen, denn ich treibe in einem kleinen Boot ohne Motor allein aufs Meer raus und Hilfe ist nirgends in Sicht. Die Wellen sind gerade einmal kniehoch und sie schwappen mit einem Rhythmus gegen den Rumpf, dass es mich fast einlullt. Die Lage ist nicht im Geringsten bedrohlich. Der Himmel ein ausgewaschenes Blau, keine einzige Wolke zu sehen und der Horizont leer.

Und das macht mir eine Scheißangst.

Mein Boot ist eine 11,60 Meter lange Weggley, ausgerüstet für das Fischen mit Kiemennetzen, ich habe sie auf den Namen *Fishing Fever* getauft. Jetzt lässt sie sich mit dem Ebbstrom treiben. Wir sind

Gefangene des Mondes, der uns mit seiner Schwerkraft in Richtung Südwesten zieht. Keine Ahnung, wo ich bin, ich schätze so um die 50 bis 60 Meilen südwestlich von der Mündung des Kasilof River, von wo ich heute Morgen aufgebrochen bin. Ich habe seither etwa zehn Dutzend fette, frische Cook-Inlet-Rotlachse gefangen und auf Eis gelegt. Natürlich nervt es mich, dass ich hier mit der Strömung drifte (und zwar nicht nur, weil es immer unangenehm ist, irgendwohin befördert zu werden, wo man gar nicht hinwill). Ich würde lieber vor Sonnenuntergang zurück bei meinen Freunden sein, im Camp hinter der alten Kasilof-Fischfabrik. In der einen Hand eine Flasche Crown Royal, in der anderen einen Hotdog – und dann schön am Lagerfeuer sitzen und quatschen. Sieht nicht so aus, als ob das noch klappen könnte.

Warum ich hier treibe? Weil die Maschine der *Fishing Fever* vor etwas mehr als drei Stunden ihren Geist aufgegeben hat, deshalb. Das Reduziergetriebe hat sich mit einem unheilvollen Grunzen festgesetzt. Ein letztes Zittern, dann war das Schiff wie tot, ausgeknockt. Das Ende der Maschine kam allerdings nicht gänzlich überraschend: Der Vorbesitzer hat aus Prinzip nie das Öl gewechselt und der Motor stand zweimal komplett unter Wasser. Ich habe das Schiff vor vier Jahren gekauft, weil mir seine Linien so gut gefallen haben und nicht weil die Maschine brav schnurrte. Und außerdem bin ich auch nicht ganz unschuldig an diesem Schlamassel: Um den Lachs ins Netz zu scheuchen, bin ich wie ein Irrer vor dem Netz auf und ab geheizt. Maschine vorwärts, Maschine rückwärts, immer volle Umdrehung.

Ein Reduziergetriebe kriege ich hier mit Bordmitteln nicht repariert, dazu muss ich zurück nach Kasilof, das Schiff auf den Sand setzen und einen Mechaniker überreden, sich mit seinem Werkzeug in den engen Maschinenraum zu quetschen. Ich habe die Abdeckung schon einmal abgenommen und mich selbst da reingezwängt, um nachzusehen, was los ist (und ich wiege bei 1,83 Meter an die 100 Kilo).

Also: Die Propellerwelle sitzt fest, aus dem Reduziergetriebe suppt Öl. Murphy's Law gilt übrigens auch auf See. Keine Maschine,

kein Saft für die Batterien, kein Funkgerät, nichts. Um es deutlich zu formulieren: Ich bin ganz schön am Arsch.

Ich klappe den Deckel über dem Motor wieder zu und wünsche mir, ich hätte das Elend nicht gesehen.

Die Tide schiebt mich schneller als mir das recht ist in Richtung Augustine Island und weiter auf die Shelikof Strait raus, wo wirklich alles passieren kann – und manchmal auch passiert. Der alte Käpten Cook soll in seinen Logbüchern geschrieben haben, dass es außer vor Kap Hoorn kein fieseres Wetter und keine gemeineren Strömungen gibt als in der Shelikof Strait. Wie in der Beringsee, wo mein Bruder und ich normalerweise fischen, bauen sich die Stürme hier mit einer solchen Geschwindigkeit und Gewalt auf, dass sich selbst der harmloseste Teich binnen sechs Stunden in einen Mahlstrom verwandelt – und manchmal geht es noch schneller. Der Wind peitscht von den eisigen Fjordwänden, die sich hinter der Strait auftürmen; der Strom aus dem Kennedy Entrance kämpft mit seinen Verwandten aus dem Cook Inlet, der Kachemak Bay, dem Golf von Alaska und etlichen anderen Gezeitenwellen. Alle zusammen schieben einen Seegang an wie sonst nirgendwo an den Küsten Alaskas.

Ich werfe einen Blick auf meine Uhr. Wie sagt man bei uns: Immer wenn du barfuß unterwegs bist, trittst du in den größten Haufen Scheiße.

Es ist gar nicht lange her, da saß ich hier in der Strait schon mal fest. Der Wind heulte mit Orkanstärke. Ich starrte von der Brücke in das Chaos und brüllte wütend in den Sturm, aber dem war das völlig egal. Als ich gerade den Schutz einer Bucht anlief, sah ich einen Mann auf dem Wasser, der offenbar auf einer Art Kajak saß. Er winkte mit einer roten Jacke. Ich traute meinen Augen nicht und weckte meinen Kumpel Kabeljau-Tom, damit er bestätigte, was ich gesichtet hatte. Kabeljau ist ein Riesenkerl mit einer Birne, die so groß ist, dass sie wie ein Planet ihre eigene Anziehungskraft hat, komplett mit Atmosphäre und eigenem Wettersystem. Ich frage ihn also: »Siehst du auch, was ich sehe, Kabeljau?«